

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 192 (1913)

Artikel: Das Altarbild
Autor: Lienert, Meinrad
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-374492>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

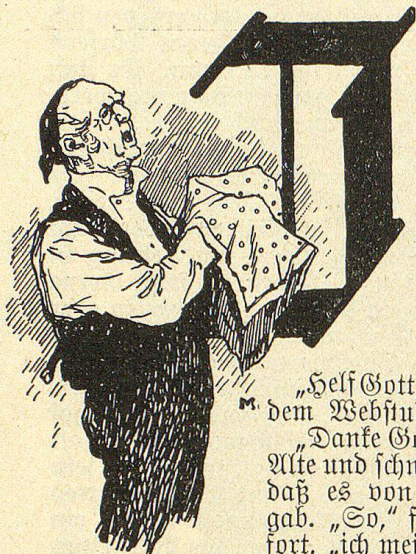
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Altarbild.

Von Meinrad Dienert.



n seiner niedern, gefälsten Wohnstube im Windbruch stand der alte Kirchenvogt Johannes Dürlibacher und stierte, das rote, weißgeputzte Mastuch vor sich haltend, als wollte er Himmelsmanna darin auffangen, zur Decke empor.

„Hatschi, hatschi!“

„Helf Gott, Vater!“ rief es hinter dem Webstuhl im Stubenwinkel.

„Danke Gott wohl!“ machte der Alte und schneuzte sich also kräftig, daß es von allen Wänden Echo gab. „So,“ fuhr er dann zu reden fort, „ich mein, es sei bald an der

Zeit, daß der Maler anlangen muß, kann jeden Augenblick hier sein, hast ihm das Guckauskammerchen in Ordnung gebracht?“

„Ja Vater,“ sagte das Marieli hinter dem Webstuhl und tat einen raschen Blick durch eine Scheibe gegen das Dörflein Stagelegg hinunter. „Der Maler kann einrücken wann er will, das Bett ist aufgerüstet.“

„Hat nicht der Pfarrer veredeutet, man müsse ihm auch einen Krug voll Wasser auf die Kommode stellen, weil er sich nicht in der Küche oder gar am Brunnen werde waschen wollen? Hast das auch besorgt?“

„Gleich einen ganzen Kessel voll Wasser hab' ich ihm hinaufgestellt und die Schöpfkelle dazu samt einem Waschtuch. So wird er sich etwa alle Morgen sauber zu waschen vermögen, ist ja kein Kaminfeger.“

Ihr fröhliches Auflachen ging in den Tag hinein.

„Ja,“ brummte der Alte, „es ist verwunderlich, was diese Stadtleute allerhand für Zeug und Sachen brauchen, bis sie nur zur Schlafkammer hinaus mögen. Gar in den Schlafkammern der vornehmen Stadtjungfern, sagte mir des Pfarrers Köchlin, sehe es aus wie in der Apotheke.“

„Ich fürchte eben, der Maler wird uns zuweilen ein saures Gesicht machen,“ sagte das Marieli, „denn es wird ihm bei uns dies und das mangeln. Zudem sind alte Leute oft gar so wunderbar.“

„Was?“ machte unwirsch der Kirchenvogt. „Was wunderbar, wer wunderbar? Schau du für dich, du Gärnase! Mich bedünkt, wunderlicher und eigentümlicher als ein Maitli, das in die schlimmen Jahre kommt, könnte auch ein Urgroßvater nicht sein. Wohl, du wärst mir die Rechte, du Fratz du, alten Leuten den Spiegel vorzuhalten.“

Amürend verließ er die Stube. Das Marieli aber verbiß nur mit Not ein Auflachen. Dann begann es ein munteres Liedchen zu pfeifen und ließ dazu das Webschifflein durch das blauseidene Zeug tanzen, daß es stob.

Ein großer gelber Falter, ein Schwalbenschwanz, hastete durch's Fenster herein und ließ sich, nach vergeblichen Versuchen, den Ausgang wieder zu gewinnen, auf die himmelblaue Seidenwiese des Webstuhles nieder.

Das Maitli hielt das Füßchen an und stieg aus dem Stuhl, um den Falter zu erfassen. Aber er erhob sich und nun begann eine lustige Jagd in der Stube herum.

Da ging die Türe, der Falter segelte hinaus und setzte sich auf den Hutrand eines jungen, wohlgewachsenen Mannes, der einen Schirm und einen Photographieapparat tragend, eben eintrat. Ihm folgte der kleine Enkel des Kirchenvogts, der Franztöneli, der einen Handkoffer nachschleppte.

„Da ist jetzt der Maler!“ rief der Franztöneli.

„Ja, schönen Dank für den freundlichen Willkomm,“ sagte der lachend, „deine hübsche Base, von der du mir auf dem Weg so viel erzähltest, hätte mich fast und gar in die Arme geschlossen.“

„Der Maler?!“ hatte das Marieli ausgerufen und war schier erschrocken zurückgewichen.

Einen alten, feierlichen Silbergreis mit einem Bart, wie der Gottvater im Paradiese auf der ersten Seite des Bibelbuches, hatte es erwartet, und nun stand vor ihm ein junger Mensch, dem der Schalk aus beiden Mundwinkeln und der Schelm aus den braunen Augen guckte.

„Jaso, Ihr seid's!“ brachte es endlich heraus.

„Ei, allweg bin ich's,“ sagte er lachend, „hast etwa den Schatz erwartet, Kind Gottes, daß du bei meinem Anblick so enttäuscht zurückgefahren bist. Nun, einstweilen mußt mit mir vorlieb nehmen, der Schatz wird wohl auch noch kommen.“

„Ich will Euch den Kaffee machen,“ sagte sie rasch, über und über rot und huschte in die Küche hinaus, „tut unterdessen wie zu Hause.“

„Gelt, meine Base ist eine große,“ machte der Franztöneli.

„Freilich,“ meinte der Maler und legte seine Sachen auf die Ofenbank. „Deine Base ist nicht übel gewachsen in diesem Krüppelföhrenlande. Hast du noch viel solcher Basen?“

„Nein, das ist die einzige. Der Großvater sagt, er habe mehr als genug an ihr. Eine Herde heifelnäsiger Ziegen sei nicht schwieriger vom Grünhag abzuhalten als das Maitli vom Fenster, wenn ein Paar Hosen vorbeilaufen. Weißt, da hat sie dann so lange bis sie das Wupp ferggen kann.“

Mit lachenden Augen schaute der Maler auf den Knaben und wischte sich den Schweiß von der Stirne. „Was du nicht alles zu berichten weißt! Also nur eine Base hast? Aber dafür ein feines Kind,“ machte er für sich, „ein wohlgerateneres hat der Liebgott noch selten in seiner großen Bildergalerie ausgestellt. Respekt vor ihm! Wo ist sie jetzt hin, die flachshaarige, die Base will ich sagen.“

Die Küchentüre ging. Rauch qualmte herein; mit roten Wangen guckte das Marieli in die Stube.

„Ich will Euch und uns gleich das Nachtessen kochen,“ rief sie, „da es schon bald zu dämmern anfängt. Ihr könnt unterdessen ein Weilchen um's Haus gehen. Sobald gekocht ist, werde ich Euch rufen. Und du, Franztönel, bring' des Herrn Sachen in den Guckaus hinauf und dann ruf' den Vater, der Maler sei da, er ist im Käskeller.“

Die Küchentüre ging zu, und ein Liedchen trällernd machte sich der Maler Josef Rotlacher aus der Stube. Im Stiegenbrüchlein blieb er eine Weile stehen und schaute erstreut auf das Dörflein Stagelegg hinunter, dessen graue Schindeldächer schon im Schatten lagen, während noch ein Wimpel Abendrot vom spitzen Turme des neuen schönen Kirchleins wehte, das seiner baldigen Einweihung harrete.

„Hier ist gut sein,“ murmelte er. „Und das scheine ich nun für das gewünschte Hochaltarbild Maria Himmelfahrt gleich auch ein ideales Modell gefunden zu haben. Am End' hat mich der kunstfreundliche Pfarrherr mit aller Abicht hier eingelagert, statt wie ich wünschte, bei ihm. Jedenfalls muß ich das mit ihm noch besprechen.“

Hochaufatmend in der abendlichen Bergluft, schritt er gemächlich zur nahen, von den Schwalben umkreisten Scheune hinüber.

Dort stand neben dem offenen großen Tenntor ein Dengelstock und darauf lag die vom Dache herabhängende Sense.

Flugs hockte er auf dem Bänklein vor dem Dengelstock, nahm den im Stallfenster liegenden Hammer zur Hand, schwang ihn prüfend wie jung Siegfried in den Lüften und begann erst bedächtig, dann immer eifriger auf der Sense loszudengeln, daß die Funken stoben, und pfiß dazu den kreuzfidelten Kupferschmied.

Unterdessen war das Marieli auf das Stiegenbrüchlein vor dem Hause getreten, um nach dem Gast zu schauen und ihn zum Abendessen zu rufen, denn die Milch strudelte in der Küche. Sie sah ihn vor der Scheune auf dem Dengelstock kauern und auf Tod und Leben auf die Sense loshämmern.

„Jeses Gott!“ lachte sie auf. „Wenn den der Vater dengeln sähe! Er macht ihm aus der Sense eine Säge.“

Da stand sie schon bei der Scheune hinter dem Maler.

„Meister!“

Ueberrascht wandte er den Kopf. Des Marielis blaue Augen lachten ihn an.

„Was gibt's?“

„Meister, wenn der Tod das Sensendengeln nicht besser verstände als Ihr, so könnten wir alle ewig leben.“

Hellauf ging ihr Lachen in den Tag hinein. Und der Maler stimmte fröhlich ein.

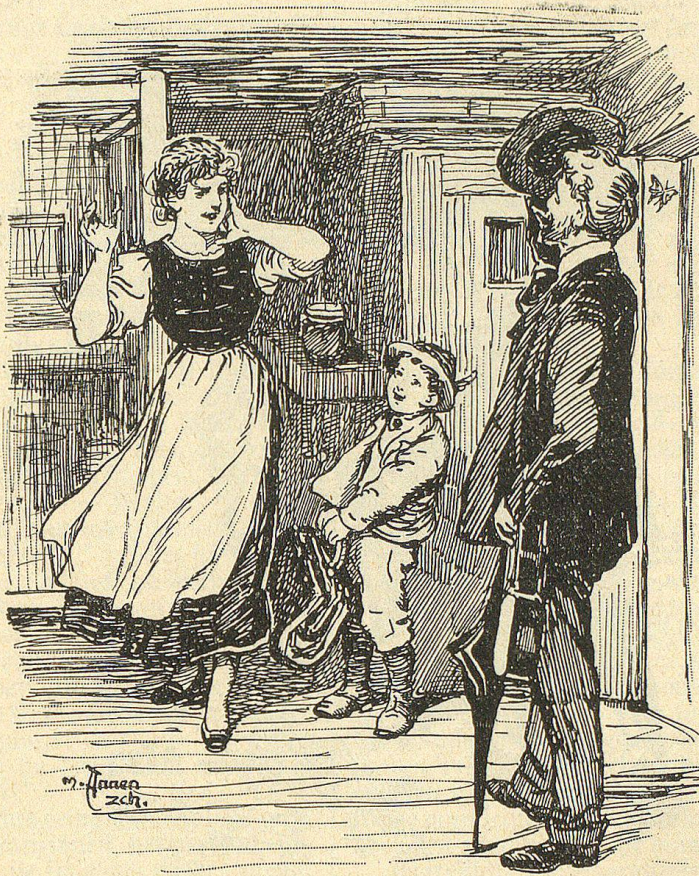
„Darfst es nicht zu genau nehmen,“ jagte er, „es ist mein erstes Lehrbubenstück in der Landwirtschaft. Wenn du's besser kannst, so zeig' mir's!“

Das ließ sich des Windbruchbauers Tochter nicht zweimal sagen. Gleich hatte sie den Maler weggeschoben, hockte vor dem Dengelstock und dengelte mit kundiger Hand die Sense also fein heraus, daß sie der Riese Goliath für sein Rasiermesser angesehen hätte. Er aber beugte sich also lernbegierig zu ihr nieder, daß ein paar vorwitzige Schnurbarthärdchen mit Fliegenfüßchen auf des Marielis hochroten Wangen herumtasteten. Sie war jedoch derart in ihre Arbeit vertieft, daß sie die Schnaubhärdchen für wirkliche Fliegen zu

nehmen schien und sich nicht um ihr loses Spiel kümmerte. Jetzt streifte sie mit einem Finger prüfend über die Sense. Dann sprang sie so hurtig auf, daß dem Maler die flachshaarigen Zöpfe um die Nase tanzten.

„Hier,“ rief sie fröhlich, „hier, Meister, nehmt die Sense! Probiert sie, mäht einen Karren voll Gras! Es ist gerade Futterzeit. Sollte sie nicht schneiden wie Glas, so trage ich sie künftig zum Scherenschleifer.“

Sie hielt ihm die Sense hin und zögernd, bedenklich in's hochalmige Gras schauend, ergriff er sie. Ein paar Schritte stapfte er um den Gadenbrunnen. Dann legte er los, als wollte er die ganze Welt mit einem einzigen Streich auseinanderhauen. Krach! steckte die Sense im Boden, und mit Not und Mühsal nur gelang es dem Maler, sie wieder herauszuziehen.



Das Marieli wollte sterben vor Lachen, denn nun schlug er links und rechts drauflos, als müsse er der Freiheit eine neue Gasse machen und köpfte die armen Halme also miserabel, daß das Gras aussah, wie der Kopf eines Schulbuben, dem seine halbblinde Großmutter die Haare geschnitten hat. Bald hielt er feuchend inne, der Schweiß rann ihm über das Gesicht, ihn fast blendend.

„Alle Wetter!“ schnaufte er, „das Mähen ist ja eine wahre Herkulesarbeit.“

Endlich erholte sich das Marieli von seiner Ueberfröhlichkeit und rief: „Ei der Tausend, Ihr tut aber auch gar zu dumm dazu.“

„He,“ machte er mit verlegenem Lachen, „du gibst mir aber auch zu viele Aufgaben auf einmal.“

„Aber das Mähen ist doch beim Ruckuck keine Hexerei,“ machte es. „Schaut her, man muß es nur richtig angreifen.“

Ein Sprung und sie stand bei ihm, nahm die Sense und legte rasch und sicher ein paar Mahden vor seinen lernbegierigen, stauenden Augen nieder.

„So müßt Ihr's machen. Nun kommt!“

Sie nahm seine Hände, legte sie an die Sense, stellte sich hart neben ihn und half ihm die Schneide in das Gras führen. Und siehe da, es ging ganz ordentlich. Aber als er sich der warmen Hände, die auf den feinen lagen, so recht zu freuen anfangen wollte,

hüpfte das Marieli wieder aus dem Heu und sagte: „So, nun fahrt so fort, aber nicht zu stark ausholen! Ich gehe unterdessen nach dem Graskarren!“

Sie lief in's Tenntor und stieß bald darnach den Karren vor sich her durch das Gras zu dem eifrigen Mähder.

„So,“ lachte sie, „nun macht Feierabend, Meister. Für heute haben wir Gras genug. Begriffe ich das Malen so rasch wie Ihr das Mähen, tät' ich das Altarbild im neuen Kirchlein malen.“

„Das Malen will ich dich schon lehren, wenn du Lust hast dazu,“ meinte er und stützte sich verschmähend auf seine Sense. „Sedenfalls brauche ich dich notwendig, wenn ich das Altarbild male.“

„Mich?“

Hochverwundert staunte ihn das Maitli an. „Da möchte ich doch gerne wissen, wozu Ihr mich beim Malen brauchen könntet.“

„Du sollst mir Modell stehen.“

Mit großen Augen, verständnislos stand das Marieli da. Dann lachte es eins heraus. „Was soll ich stehen, Modell soll ich stehen? Ja um Gottes und aller Heiligen willen, was ist denn das?“

„Weißt, ich muß eine Marienszene ob den Hochaltar malen; was für eine hat der Kirchenrat noch

auszumachen. Auf jeden Fall gibt's ein Marienbild, und da ist mir's, sobald ich dich sah, sogleich klar geworden, daß ich für das Gesicht der Jungfrau Maria deine heitern Haare und reinen Augen abmalen muß. Das nennt man Modellstehen.“

„Warum nicht gar,“ machte über und über rot wie ein Schrot voll Weidröschchen das Marieli. „Und da sollte die Muttergottes gar meine Augen bekommen?“

Hellauf lachte sie jetzt. „Ihr seid ein rechter Schalk, einem so was angehen zu wollen. Wenn der Pfarrer wüßte, was für ein Spatzvogel Ihr seid!“

„Ja eben, dem Pfarrer will ich das auch sagen.“

„Freilich, der wird Euch dann schön anfahren. Er wird sagen, ein Maler sollte doch wissen, wie die Muttergottes aussieht.“

„Wie sieht sie denn aus?“

„He, auf keinen Fall wie ein einfältiges Bauernmaitli. Halt so überirdisch wird sie aussehen, so himmlisch, goldene Haare muß sie haben...“

„Goldiger, Kind Gottes, als die deinigen sind, kann ich sie nicht malen.“

„Und himmelblaue Augen soll sie haben.“

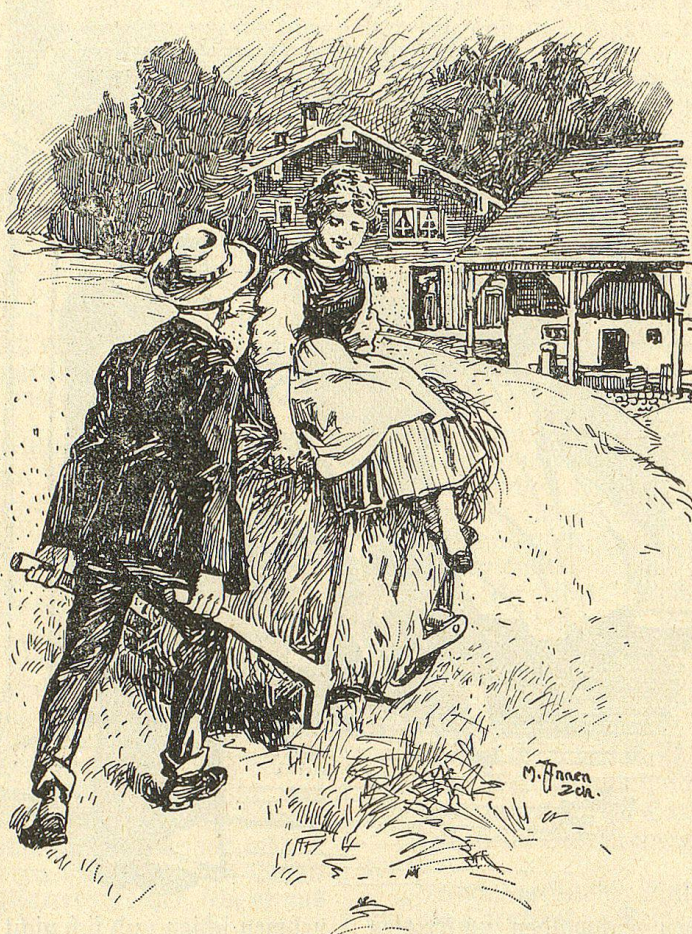
„Himmelblauere als du hast, kann's im Himmel und auf Erden nicht geben.“

„O Maler, wie könnt Ihr einen so gut auslachen!“

„Aber wenn der Pfarrer einverstanden wäre und dein Vater, tätest du mir dann Modell stehen?“

Das Maitli sah ihn ein Weilchen mit lachenden Augen an. „Heja“, machte es fichernd, „dann, glaube ich, täte ich's. Aber das gäbe ja eine Bauernmuttergottes.“

Sie ward plötzlich brandzündrot. „Macht, macht, helfst das Gras auf den Karren werfen! Wir



müssen zum Nachessen!" rief sie hastig aus und begann mit beiden Armen das abgemähte Gras auf den Karren zu werfen. Er half schmunzelnd mit, und wie nun der Karren geladen war, umfaßte er mit einemmale das Marieli, setzte es auf das duftende Gras und fuhr mit der ganzen Ladung auf das Tennator los. Und obwohl es sie schüttelte und rüttelte, als wollte es ihr die Seele im Leibe zusammenbuttern, blieb sie doch stiller sitzen, als sie es jemals in des alten Patriarchen Abrahams Schoß getan hätte.

"Ihr seid aber einer!" sagte sie kichernd.

"Ja, das weiß ich," gab er zurück.

Da lachte sie auf als trüge sie ein Spottrosselneß im Herzen.

Jetzt ging drüben im Tätzchhause die Türe. Der Kirchenvogt Johannes trampete auf das Stiegenbrücklein heraus.

"Marieli!" rief er.

Keine Antwort. Er beschattete seine Augen mit der Hand. Wahrhaftig, dort drüben bei der Scheune stieß der eben angekommene Maler schon sein Maitli auf dem Graskarren in's Tenn.

"Marie!" rief er stärker.

Es kam aber erst recht keine Antwort.

"Donnerwetter abeinander!" brummte der Alte. „Raum eine halbe Stunde ist der Bursche hier, und jetzt stößt er schon mein Maitli im Graskarren herum. Hm, hm. Wär' er mir nicht vom Pfarrer empfohlen, ich tät' ihn gleich wieder ein Haus weiter weisen. Auf alle Fälle kann's nicht schaden, die Augen offen zu halten. Städtervolk — Flattervolk. Der würde dem Marieli ein rosenrotes Himmelbett vormalen. He da, sakerlot, sakerlot!" fuhr er schimpfend herum, „tu' doch nicht wie ein Wolf im Geißgaden!"

Die Haustüre schlug dem Alten an den Rücken, der Franztöneli stürmte auf's Stiegenbrücklein und lärmte: „Großvater, Großvater, jetzt hat das Marieli die Milch herausfieden lassen, über den ganzen Herd und über den ganzen Küchenboden ist sie herausgessotten. Kommt und schaut."

"Donnerhagel, hättest du denn nicht auch dazu schauen können, du Lappi!"

Und schon hatte der Bub seine Backenpeife weg.

"He," pflennete der Franztöneli herzerbrechend, „das Marieli hat gesagt, sie sei gleich wieder zurück, ich solle derweilen den Tisch decken, hat sie gesagt, und und," schrie er plärend auf, „und für den Maler soll ich das geblümte Kacheln mit dem brennenden Herzen aufstischen, hu hu hu..."

"Pflenn' doch nicht so!" befänstigte der Alte. „Wir haben gottlob noch mehr Milch im Hause. Lauf' jetzt hinüber in's Tenn, der Maler und das Maitli sollen zum Nachessen kommen, sakerlot, sakerlot!"

Brummend machte er sich in's Haus. Der Franztöneli aber jagte hinüber in die Scheune, wo der Maler mit des Kirchenvogts Maitli das Vieh fütterte, und schrie schluchzend: „Marieli, Marieli, nun ist die Milch doch herausgessotten!"

Am andern Abend war im Pfarrhaus Kirchenrats-sitzung. Es saßen da beisammen der Herr Pfarrer, der Gemeindepräsident Hanspeter, der Kirchenvogt

Johannes, der alte Jakobseß und der Schulmeister, als Schreiber des Kirchenrates von Stagelegg.

Lange Zeit saßen sie bei einander und redeten von allem Möglichen und Unmöglichen, nur nicht von der neuen Kirche, wegen der sie doch zusammenberufen worden waren. Nämlich die Pfarrsköchin befand sich in der Stube, und solange sie mit Abstauben der alten Möbel nicht fertig war, ging sie nicht hinaus, selbst wenn der heilige Vater ein Konsistorium in der Stube abgehalten hätte. War der Pfarrer der Hirt und die Gemeinde die Herde, so glich sie einer drohenden Wetterwolke, die auch beim schönsten Wetter zu bliken und zu donnern anfangen konnte, worauf dann gewöhnlich vor ihr Herde sowohl als Hirt Reißaus zu nehmen pfliegten. Der Pfarrer hätte es eher gewagt, dem berühmten Becher unter die Rochen des Meeres nachzuspringen, als der Schwester Köchin zu verdeuten, sie sei in der Stube überflüssig, denn er liebte den Frieden über alles. Endlich ging sie. Da eröffnete der Präsident die Sitzung, indem er kund tat, daß es sich darum handle, erstlich, ob man das Gewölbe und die Wände des neuen Kirchleins mit vergoldetem Stuk zieren wolle oder nicht, und zweitens, was man für ein Bild ob den Hochaltar malen zu lassen gedenke.

Der Kirchenvogt als Fondsverwalter nahm dem Präsidenten das Wort weg, noch ehe er geschlossen hatte. Es sei kaum Geld genug im Kirchenäckel, brummte er, für ein einfaches geweißeltes Kirchlein, geschweige denn für eine rauchgoldene Kirche voll Firlefanz. Er begreife nicht, für was man die Wände und Decke so großartig herausputzen wolle. Eine Kirche sei eine Kirche. Man könne in einer geweißelten ebenso Gott dienen, als in einer, die voll Flitterzeug hange. Zudem hätten die drei Glocken ein Narren-geld gekostet, und es werde sich noch fragen, ob im Heuet die drei neuen Glocken das Unwetter besser von Stagelegg abzuhalten vermögen, als das alte bewährte Glöcklein, das man so dumm in's Beinhaus der Nachbargemeinde verschenkt habe. Es heiße jetzt sparen, die Kirchensteuer werde so groß genug. Wenn aber der Herr Pfarrer irgendwo eine Goldgrube wisse, könne man feinewegen die Kirche auch außerhalb bis über den Kirchturmknopf hinaus vergolden.

„Ei freilich," sagte daraufhin der alte Pfarrer, „allweg weiß ich eine Goldgrube, Kirchenvogt, das ist der opferwillige Glaube unserer gesamten katholischen Welt. Und die habe ich im Sinne redlich und unentwegt anzubenten, bis es für ein würdiges, prunkvolles Gotteshaus so gut langt, wie für die drei Glocken, die unserm hauslichen Kirchenvogt einmal freudig in's bessere Jenseits läuten sollen. Nein, Johannes, mit deinem geweißelten Kirchlein mußt mir nicht kommen. Ich will nicht, daß ihr unter der Predigt die Fliegen an den Wänden zählt, weil ihr sonst nichts würdigeres zu sehen habt. Voll Gold und Glanz will ich die Kirche haben und will nicht ruhen, bis hellfarbene und grellbunte Scheiben und allerlei Zierwerk Alleluja durch's Kirchlein schreien. Einfach und nüchtern habt ihr's ja zu Hause in den Bauernstuben. Kommt ihr mir aber in die Kirche, soll nicht nur die Orgel Hosanna singen, sondern auch Altar

und Kirchlein über und über, auf daß sie in euren erkälteten Herzen die wärmenden Lichter der Hoffnung anzünden, auf daß euch das kleine Haus Gottes einen Vorgehmac gibt von der Burg Gottes im himmlischen Jerusalem. Das jubelnde Kirchlein soll euch sagen, daß ihr nicht umsonst auf dieser Welt übel gelitten und gestritten habt. Jubilieren sollen alle Kirchengewölbe, und ist's nur ein rauschgoldener Himmel, so wette ich mit euch was ihr wollt, daß er jedes arme und trostbedürftige Herz zu Gott emporzieht. Ich will aus meiner Kirche keine kalte Gemeindestube machen, in der man die Langeweile an allen Wänden herumkriechen sieht. Zudem tät' ich mich für die ganze Gemeinde schämen, wenn mir der Herrgott im Himmel einmal sagte, daß er in Stagelegg in einem armseligen, geweißelten, totlangweiligen Kirchlein habe wohnen müssen, während er bei unsern Nachbarn in Fluhbachport, die doch auch keine Grafen seien, in einem wahren Palaste zu Gast gewesen sei."

Der Kirchenvogt Johannes Dürlibacher brummte eine Weile vor sich hin; doch als auch der Präsident Hanspeter dem Pfarrer zustimmte, sagte er: "Ja, wenn der Pfarrer über unsere Kirche einen Goldregen niedergehen lassen kann, dann pußt sie meiner wegen heraus wie ihr wollt." Kurzum, der Kirchenrat von Stagelegg wollte sich im Himmel von den Fluhbachpörtlern nicht übertrumpfen lassen und so wurde dem beschloffen, die Kirche mit Stukkatur und Vergoldung auf's reichste auszuschnücken. Für die Kosten versprach der Pfarrer aufzukommen, indem er sich an die gesamte Christenheit auf hundert Meilen Nachbarschaft wenden wollte.

Der alte übelhörige Kirchenrat Jakobseh schüttelte in einem fort den zipfelbekappten Kopf, sagte aber nichts als alleweil: "Das sind Zeiten, das sind Zeiten!" Der Gemeindepräsident aber meinte schmunzelnd: "Am End' bringt der Herr Pfarrer so viel Geld zusammen, daß noch ein Restchen übrig bleibt für ein Sträßchen zum neuen Allmeindstall."

"Hanspeter, Hanspeter!" machte, schallhaft mit dem Finger drohend, der Geistliche.

Soweit war alles in ziemlichem Einverständnis behandelt worden. Als man aber an's zweite Trafandum kam und entschieden werden sollte, mit was für einem Bild man den Hochaltar schmücken wolle, rückte jeder mit einem andern Vorschlage auf. Der Pfarrer wollte Mariä Himmelfahrt dargestellt sehen. Der Gemeindepräsident Hanspeter wünschte den Apostel Petrus auf das Gemälde zu bringen. Und der Kirchenvogt Johannes wollte durchaus den Liebesjünger und Apostel Johannes ob dem Hochaltar gemalt haben. Zum ersten, sagte er, sei der Apostel Johannes Kirchenpatron zu Stagelegg und zum andern stände der Liebesjünger Johannes, der es mit dem Heiland allzeit so gut gekonnt hatte, der Kirche gewiß besser an als der Apostel Petrus, der in der Leidensgeschichte doch einmal eine bedenkliche Rolle gespielt habe. Aber nun trat der Gemeindepräsident Hanspeter erst recht hartnäckig für seinen Namensheiligen ein. Der heilige Petrus sei denn doch, meinte er unter anderm, der Apostelfürst und bedeute mehr als alle elf andern Apostel zusammen und ihm und

niemand anderm habe der Herrgott die Schlüssel des Himmelreiches übergeben.

"Der Liebesjünger muß auf das Bild!" beehrte der alte Johannes auf.

"Den Apostelfürsten will ich haben!" rief der Gemeindepräsident.

"Und mir," sagte nun stotternd der übelhörige Jakobseh, "mir muß der Apostel Jakobus der ältere auf das Bildnis und kein anderer. Zum ersten darf er sich neben den andern Aposteln wohl sehen lassen und zum andern heißen die Mannsleute der halben Gemeinde nach ihm und zum dritten und letzten..."

"Ich meinerseits," wagte der Schulmeister die stotternde Rede zu unterbrechen, "wäre für den Apostel Thomas. Nicht etwa blos, weil er mein Namenspatron ist, sondern auch..."

"Was," schnarrte ihn der Kirchenvogt ab, "den Apostel Thomas willst du auf dem Bildnis haben? Ist er denn nicht der erste gewesen, der an unserm Herrn und Heiland gezeuget hat? Den Liebesjünger wollen wir, sag' ich!"

"Den Apostelfürsten und keinen andern!"

"Jakobus der ältere soll her!"

Kurzum, jeder wollte seinen Apostel ob dem Hochaltar sehen. Da holte der Pfarrherr nochmals mächtig aus und legte sich für Mariä Himmelfahrt in's Zeug, daß es eine Art hatte. Er wolle aus seiner Kirchendecke ein kleines Abbild des Himmels machen lassen und da wüßte er wahrhaftig kein passenderes und würdigeres Bildnis für den Hochaltar, als die Gottesmutter und Himmelkönigin Maria, wie sie mit ausgestreckten Armen vom Sterbebett, aber lebend, jubelnd in den Himmel hinauffahre. Sie sei ihnen allen ja täglich die beste Fürbitterin und stehe doch gewiß weit über allen Aposteln und Heiligen, da sie Gottes Thron und Ohr am nächsten sitze. Zudem könne man ja, wenn es doch sein müsse, den Liebesjünger Johannes, den Apostelfürsten Petrus, Jakobus den ältern, den ungläubigen Thomas, überhaupt sämtliche Apostel als Nebenfiguren auf das Gemälde bringen.

Endlich gelang es dem Pfarrer doch mit Ach und Krach, und nachdem er heimlich mehrmals den heiligen Geist zu Hilfe gerufen, Mariä Himmelfahrt als Hochaltarbild durchzusetzen, unter der Bedingung freilich, daß die Apostel und, besonders sichtlich, der Liebesjünger Johannes mit auf das Gemälde kämen. Denn, sagte brummend der alte Kirchenvogt, er glaube sich um das Kirchenwesen von Stagelegg soviel verdient gemacht zu haben, daß sein Namensheiliger sich nicht hinter den andern Aposteln zu verbergen brauche.

Der übelhörige Jakobseh und der Gemeindepräsident, die es heimlich wurmte, daß der Liebesjünger auf dem Altarbild besonders hervortreten sollte, verlangten zuletzt mit anerkenntniswerter Hartnäckigkeit, daß die Muttergottes mit sieben Schwertern in der Brust himmelfahren müsse.

Nur mit einem außerordentlichen Aufwand von Beredsamkeit brachte der Geistliche die Bauern dahin, daß sie die Art der Ausführung der Himmelfahrt ihm und vorab dem Maler überließen. Wie sie aber heim zum Viehfüttern gehen wollten, hielt sie

der Pfarrer zurück und sagte, er habe noch etwas weniges zu verhandeln. Da hockten sie widerwillig noch einmal ab. Was er denn noch habe, wollte der Gemeindepräsident wissen.

„He,“ meinte der Pfarrer kurz, „der Maler, der da gestern beim Kirchenvogt eingezogen ist, muß ein Modell haben.“

„Was muß er haben?“

Die Bauern schauten erst den Pfarrer und dann sich gegenseitig nicht anders an, als ob einem jeden ein Horn aus der Nase wüchse.

Da erklärte der Geistliche die Bedeutung eines Modells, und als sie ihn nicht verstehen wollten, ging er noch weiter und suchte ihnen seinen Nutzen und seine Notwendigkeit möglichst klar zu machen, indem er die halbe Kunstgeschichte zitierte. Es dauerte aber ein geraumes Weilchen, bis er seinen Kirchenträten die Zweckmäßigkeit eines Modells beigebracht und ihnen begreiflich gemacht hatte, daß die Muttergottes dem Maler nicht persönlich erscheinen werde, damit er sie in aller Ruhe für ihr Kirchlein abmalen könne. Nach vielem Kopfschütteln der würdigen Kirchenspfleger fragte endlich der Gemeindepräsident Hanspeter: „Ja, um's Himmelswillen, wer soll denn aber das Modell oder wie's heißt, es ist ja ein Dreck daran gelegen, machen?“

Der Pfarrer schmunzelte, daß er sie glücklich soweit hatte. „Ja eben,“ sagte er dann mit schier besorgter Miene, „das ist die Frage: Woher das Modell nehmen? In den Städten gibt es Weibsbilder, die für Geld sich dazu hergeben. Zum einen sind es aber nicht immer die schönsten und täten sich weit eher für sündige Maria Magdalenen schicken als für die unbefleckte Jungfrau Maria. Und zum andern meine ich alleweil, wir könnten das billiger und besser im eigenen Lande finden.“

„Das meine ich auch,“ fiel der Kirchenvogt unbedenklich ein.

„Und so habe ich denn den Maler gefragt und er meinte, eure Tochter, Kirchenvogt, das Marieli wäre ein Modell für die Muttergottes wie gewünscht.“

„Was, mein Maitli?!“ machte hocherstaunt der Alte. Nie und in alle Ewigkeit nicht! wollte er herausfahren, aber es fiel ihm noch rechtzeitig ein, welche hohe Ehre das für sein Kind und für sein ganzes Haus sein müßte, die Muttergottes auf dem Hochaltar für alle Zeiten darstellen zu dürfen. Es fiel ihm ferner ein, wie inbrünstig ihn alle lebenden und künftigen Stageleger um diese Auszeichnung beneiden würden. Und es fiel ihm des weitern ein, daß der Maler vielleicht auch ihn selber etwas näher ansehe, bevor er den alten Liebesjünger Johannes am Lager der himmelfahrenden Jungfrau male. So sagte er denn ganz ruhig: „Wenn die Marie damit einverstanden ist, so sage ich auch nicht nein, aber hinter ihrem Rücken mache ich's nicht ab.“

„Natürlich,“ sagte schnell der Pfarrer, „selbstverständlich muß das Marieli einverstanden sein. Ich muß offen gestehen, daß ich auch kein geeigneteres Modell für das Bildnis der Jungfrau Maria zu finden wüßte als das Marieli; es hat Gesicht und Postur dafür. Die Apostel wird der Maler ja wohl

ohne Modell fertig bringen, aber die Muttergottes getraut er sich doch nicht so in's Blaue hineinzumalen.“

„Heja, heja,“ machte jetzt der alte Jakobse, neidgelb über die drohende Ehrung des Windbruch Maitlis, „ist alles recht, ist alles recht meinerwegen, aber das kann ich gleichwohl nicht verstehen, wie die Muttergottes nach einem jungen Springmaitli und dazu noch nach so einem Holledihö, wie es das Marieli ist, abgemalt werden soll. Wenn's mir recht ist, wird die Muttergottes zur Zeit ihrer Himmelfahrt schon eine ältere Frau gewesen sein. Nicht daß ich dem Pfarrer vorgreifen will. Aber da meine ich denn doch, es wäre nicht schicklich, sie wie ein junges Maitli in den Himmel hinauffahren zu lassen. Es ist mir alleweil, für so ein Modell täte denn doch eine bestandene ältere Weibsperson besser passen. Und da fällt mir grad' des Pfarrers Köchin und Schwester, die Seppelun ein, die eine viel ernsthaftere Ansicht machen täte. Ich meine, wenn wir doch die schmerzhafteste Muttergottes malen wollen, so wäre die Seppelun wie dafür von unserm Herrgott gezeichnet.“

Damit zog der alte Jakobse, unwirsch hüstelnd, seine Zipfellokappe über die Ohren.

Der Pfarrer aber mußte laut auflachen, als er seine übermittelalterliche, übellautige Schwester als Modell anpreisen hörte. Dadurch wurde auch dem Gemeindepräsidenten der Stachel genommen, denn im Grunde sympathisierte er mit der Anschauung des alten Jakobse sehr, vorab weil er dem Kirchenvogt die drohende Ehrung seiner Tochter von ganzem Herzen mißgönnte. So schwieg er denn und hörte dem Hochwürdigen ruhig und zuletzt beifallnickend zu, als er ausführte, wie er sich Maria nur als eine makellose, ewigjunge Magd vorstellen könne und wie er sie nach all' der Passionszeit jubelnd zu ihrem göttlichen Sohne auffahren lassen wolle. Als er mit seiner begeistertsten Schilderung zu Ende kam, wagte auch der Schulmeister und Kirchenratschreiber ein Wort und sagte: „Darin muß ich dem Herrn Pfarrer recht geben, ob ich will oder nicht. Das glaube ich auch, daß die Muttergottes, die doch eine so bildschöne Jungfrau auf Erden gewesen, schöner als alle miteinander von Anbeginn der Welt und bis am jüngsten Tag, nicht auf einmal als alte Frau in den Himmel hinauffahren will unter die tausend und abertausend schneetaubenweißen Engel und Erzengel. Da muß doch das Marieli als Modell besser passen, denn“ machte er hocherrötend, „ein schöneres Maitli weiß ich auch keins im Tal.“

Jetzt mußten alle lachen und nur der Kirchenvogt tat mit sauer süßem Gesicht einen verächtlichen Blick nach des Lehrers schmalen Waden, was auf dessen Begeisterung ziemlich herabmindernd wirkte.

So kam es denn, daß das Marieli im Windbruch als Modell für das Marienbild des Altargemäldes auserkoren wurde.

Als der Kirchenvogt Johannes am Abend sein Töchterlein fragte, ob es willens sei, dem Maler Josef Rotlacher für das Marienbildnis Modell zu stehen, lachte es laut auf und sagte: „Se allweg, von Herzen gern, Vater. Und wenn er hundert himmelfahrende

Jungfrauen von mir abmalen will, ich will ihm gewiß stillhalten."

"Hm, hm," brummte der Alte und stieg nachdenklich in die Stubenkammer hinauf auf den Laubsack. "Ich mein', wenn der Maler den weißen Bart gehabt hätte, den sie erwartete, der Pfarrer hätte die himmelfahrende Muttergottes doch nach seiner schmerzhaften Köchin malen lassen müssen. Das Weltzmaittl das!"

In den kommenden Tagen behandelte der Kirchenvogt Johannes Dürnbacher seinen Gast, den Maler

Josef Rotlacher, besonders aufmerksam. Er ließ ihm zum Mittagessen gedörrtes Schweinefleisch auf-tischen, obwohl ihn das heimlich also schmerzte, als schnitte man ihm's aus dem eigenen Fleische; Sonntags ließ er gar eine Flasche dick-roten Weischwein aus dem Wirtshause holen. Als ihn der Maler aber trank, bedünkte es den Alten, er schlürfte wie ein gieriger Blutegel sein eigenes, kostbares Blut. Dabei redete er immer wieder vom Himmelfahrtsbild und wußte nicht genug zu sagen, wie er eine Freude habe und wie es ihn stolz mache, daß nun sein Marieli leibhaftig auf's Bild komme, und daß er auch seinen lieben Namenspatron, den Liebesjünger Johannes, der ihm in Stall und Haus

allzeit alles so schön zusammenhalte, auf das Gemälde bringe. Er vergaß bei diesen Reden nie, den Maler darauf aufmerksam zu machen, wie sehr er sich im Geiste mit seinem Namenspatron verwandt fühle und wie sehr es ihn freuen täte, wenn er den alten Liebesjünger, von dem kein Mensch mehr wisse, wie er ausgesehen habe, ein bißchen nach seinem, des Kirchenvogts Ebenbild, neuerchaffen würde. Da sagte denn der Maler zum Alten, wenn er ihm mit dem Liebesjünger um den Bart ging, alleweil die verheißungsvollen Worte: "Habt nur keinen Kummer, Kirchenvogt, den Liebesjünger werde ich auch nicht aus der Luft abmalen."

Anfänglich hatte der Kirchenrat von Stagelegg die neue Kirche ganz einfach halten wollen. Aber als die Gaben für die Kirchenbaute reichlicher flossen als vorausgesetzt, gelang es dem Geistlichen, auch den in Geldsachen sonst recht schwermütigen Rat für einen prunkvollen Ausbau des Gotteshauses zu gewinnen. Das veranlaßte nun aber die einstweilige Abreise

des Malers, der nun das Hochaltarbild nicht malen konnte, bevor das Kircheninnere im Sinne des Pfarrers auf's glänzendste herausgeputzt war. Nach fleißigen Studien und Vorarbeiten, wobei ihm auch der hocherfreute Kirchenvogt Johannes ein paarmal sitzen mußte, verschwand er daher eines Tages mit einem Arm voll Skizzen aus dem Stagelegger Bergtal, wobei ihm das Marieli heimlich aus der Laube und der Alte durch das offene Stubenfenster nachschauten. "So," murmelte schmunzelnd der Kirchenvogt vor

sich hin, "jetzt kann's nicht mehr fehlen, ich und der alte Liebesjünger Johannes kommen in einer Person auf das Altarbild, hi hi hi."

Als der Maler am nächsten Frühling auf den Ruf des Pfarrherrn wieder im Windbruch zu Stagelegg erschien, fand er das schmucke Kirchlein auch im Innern vollendet bis auf die weißkalte, von Stukrahmen eingefasste Fläche ob dem Hochaltar, worauf er nun Mariä Himmelfahrt malen sollte.

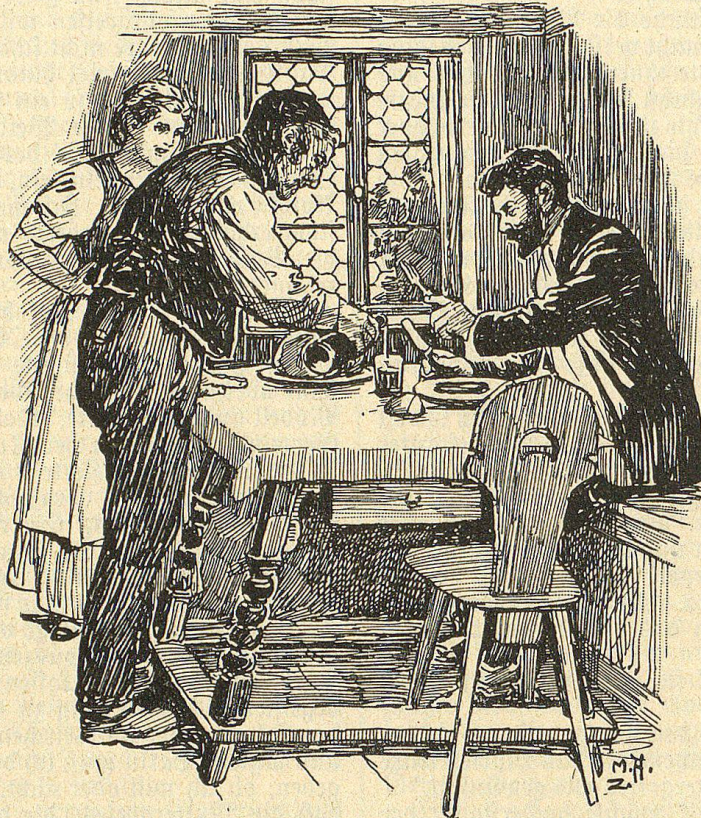
Er ließ sogleich einen Verischlag vor die Bildfläche errichten, denn er bekam seitlings durch die hellfarbigen Glasgemälde genügend Licht. Darnach malte er wacker drauflos, sodaß der Franztöneli, des Kirchenvogts Enkel, schon am Tage nach

des Malers Ankunft zu Hause berichten konnte, der Himmel sei so gut als fertig, es fehlen nur noch die himmelfahrende Muttergottes und die Apostel.

Nun begannen die Modellitzungen. Das Marieli, das sich schon lange hierauf heimlich gefreut hatte, mußte in die Kirche.

Erst brauchte es nicht einmal auf die Bühne ob dem Altar zu steigen. Drunten auf einem Bänklein durfte es sitzen, und der Maler schaute ab und zu nach ihm. Als aber alle Gemeinderäte in ihren müßigen Augenblicken, in einem landwirtschaftlichen Geruche stehend, in die Kirche trampften, um mit ihren Mundwerken am Bild malen zu helfen, wurde der Maler wild und verriegelte, im Einverständnis mit dem Pfarrherrn, einfach die Kirchenpforte. So blieb er ungestört, was ihm um so lieber war, als er jetzt dem Marieli über das Leiterchen hinauf auf die Bühne half, wo es sich neben ihm aufstellen mußte.

Nun gab es für die Beiden recht unterhaltsame Sitzungen.



„So, Schatz Gottes,“ sagte der Maler, „jetzt wollen wir die himmelfahrende Jungfrau malen. Schau' jetzt durch jenes Fenster in den Himmel hinauf und tu', als ob du ihn sperrangelweit offen sähest und schon das Stimmen der seraphischen Harfen und Geigen hörtest.“

Das Marieli schaute mit heiteren Augen himmelan.

„Und nun hebe die Arme auf, ganz als wären es Flügel, die dich im Hui in alle Himmel hineintrügen.“

Holzgrad streckte sie die Arme empor.

„Nicht so steif, als würdest du in den Himmel hinauf telegraphiert,“ korrigierte er. „Du mußt die Arme etwas gebogen halten. Schau, so!“

Mit kritischen Augen betrachtete jetzt der Maler sein Modell. Es fehlte immer noch etwas daran.

Mit prüfenden Blicken sah er sie immer an. Mit einem Male sagte er: „Du schaust mir doch ein bißchen zu weltlich, zu kirchweih Tanzfreudig drein, Kind Gottes im Butterhäflein. Hör', was ich dir sage: Denk' jetzt, du fahrest wirklich in den Himmel hinauf und deine Mutter selig komme dir entgegen, und du dürftest ihr melden, daß du auf Erden einen lieben, lieben Schatz, ungefähr in meinem Alter und von meiner Figur, gefunden habest, der dich lieber habe als Himmel und Erde und alle Freuden des Paradieses.“

Da ließ das Marieli für einen Moment die Arme sinken und schaute mit schier erschrockenen seltsamen Augen nach dem ernst dreinblickenden Maler. Fast hatte es den Anschein, als wolle sie sich auf und davon machen. Aber dann lächelte sie, streckte mit einem Male die Arme höhwärts, und ihre Augen leuchteten voll blauer Seligkeit, als schauten sie mitten in alle Himmel hinein.

Schier erstaunt betrachtete der Maler das himmelfahrende Marieli, und es war ihm einen Augenblick, er müßte es am gesprenkelten Rücklein festhalten, sonst mache es sich wirklich himmelwärts auf Nimmerwiedersehen davon.

Flink stieg er eine Stufe höher und malte und malte.

Als er wieder vom Gerüst stieg, dämmerte es schon in der Kirche.

„Laß' die Arme nur fallen,“ machte er, „du wirst wohl recht müde sein.“

„D nein,“ sagte sie lachend, „kein bißchen; ich hätte es noch lange ausgehalten.“

„Ist es dir denn nicht langweilig geworden?“

„Es ist nicht kurzweiliger hinter'm Webstuhl zu sitzen.“

Er schaute ihr tief und lang in die Augen.

„Was guckt Ihr mich denn so an?“ lachte sie verwirrt.

„Wie sollte ich deine Augen malen können, wenn ich sie nicht anschau. Wie tiefer ich hineingucke, desto besser sehe ich, was drin' ist.“

„Marieli!“

„Ja?“

„Gib mir ein Küßchen!“

„Nein, nein, nein,“ machte sie abwehrend und verhielt sich unwillkürlich den Mund.

Mit einem Male schoß sie Holzgrad auf und horchte nach der Seitentüre, die der Maler zu schließen vergessen hatte.

Blitzgeschwind rutschte sie die Leiter hinunter, und weg war sie.

Eben ging das Seitentörlein der Kirche. Der Kirchenvogt Johannes Dürlibacher trat ein.

„Ja,“ machte er verwundert, „wo ist denn das Mäitli hingekommen?“

„Weißt, Großvater,“ rief jetzt der Franztöneli, der schon vorher unbemerkt eingetreten war, „der Maler und das Marieli spielen Versteckens miteinander.“

„Was spielen sie? Versteckens spielen sie miteinander! Ja, der Donner, der Donner, gehört denn das auch zum Modellstehen?“

„Ja, Vater,“ ertönte eine unsichtbare Stimme durch die Kirche.

Jetzt huschte das Marieli lachend, aber zündbrandrot aus den neuen Ratsherrenstühlen, ging seinem Vater zärtlich um das Kinn und sagte: „Schaut doch nicht so böß drein, Vater! Habt Ihr's denn nicht gemerkt, daß ich den Maler schon lange gern sehe? Ich und der Maler wollen ein Paar werden.“

„Ist das wahr, Meister?“ fragte der Alte kurz den verlegen lächelnden Maler.

„Jawohl, Kirchenvogt,“ antwortete er mutig. „Es ist die heilige Wahrheit. Wir haben uns gleich in der Kirche verlobt und wäre sie geweiht, so hätte uns der Pfarrer auch gerade noch zusammengeben können.“

„So, so,“ machte der alte Johannes ingrimmig.

„Die heilige Wahrheit. Also deswegen wollte man die Kirchenräte nicht bei der Arbeit haben, deswegen schließt man das große Kirchentor uns, die wir doch das ganze Halleluja, sagt der Pfarrer, berappen müssen, vor der Nase zu, daß man ungestörter Versteckens spielen kann. Und das nennt man Modellstehen!“

Da läutete wieder des Marielis lustiges Silberglöcklein durch die Räume.

„Ja, lach' dich nur aus!“ sagte der erboste Alte, „das Modellstehen und Versteckensspielen hat jetzt ein End'. Komm', du Frak!“

Aber jetzt verging dem Mäitli das Lachen.

„Vater, Vater!“ bat es flehend, „seid doch nicht so und laßt mir den Maler. Wie könnt Ihr denn so grimmig gegen das Liebhaben tun, wo Ihr doch den Liebesjünger zum Namenspatron habt?“

„Ja,“ lärmte der Kirchenvogt, „es wäre allweg gescheiter, er täte jetzt den Liebesjünger Johannes malen und die übrigen Apostel, so kommen wir einmal mit der Kirchenbauerei zu Ende. Die Leute möchten endlich Kirchweih haben. Der Maler hat jetzt mehr als genug an der himmelfahrenden Jungfrau herumgemalt, der Donner, der Donner. Jetzt komm'!“

Da mußte das Marieli wohl oder übel abziehen und verließ gesenkten Hauptes die Kirche. Aber sein Lachen blieb in der Kirche zurück und geisterte wie eine frischgefangene Waldmeiße dem Maler um Kopf und Ohren und im ganzen Kirchlein herum.

Am Abend zog der Maler aus dem Windbruchhufe aus. Das Marieli lehnte schluchzend in seinem Guckauskammerchen und schaute ihm traurig nach, als er über das Steinplattenweglein dorfwärts lief. Einen Steinwurf vom Hause weg wandte er sich

nochmals um, schwang fest den Hut gegen den Guck-
aus hinauf und sang:

Lebwohl, lebwohl, lieb' Mägdelein!
Es spielt so schön der Sonnenschein
In deinen gold'nen Haaren.
Er legt dir einen Heil'genschein
In all' dein hell Gelock' hinein.
Al' Beut' ihn wohl gewahren.
Lebwohl, lebwohl, lieb' Mägdelein!
Bist noch ein blutung' Englein;
Kein Flüg'lein zu gewahren.
Doch wenn ich über's Jahr fehr' heim,
Juhuu, du flügger Engel mein!
Will mit dir himmelfahren.

Also übersiedelte der Maler Josef Rotlacher in das Pfarrhaus, obwohl ihn die ältliche Schwester des Hochwürdigen, die Pfarrersköchin, nicht gerade mit freundlichen Augen kommen sah; denn heimlich hatte sie wirklich gehofft, er werde die schmerzhafteste Muttergottes nach ihr abmalen. Als ihr aber ihr geistlicher Bruder fundtat, wie so ein Modell stundenlang schweig-samer als ein Grabstein, auf den doch hie und da noch etwa ein Spaz-pfeife, dasitzen mußte, wollte sie vom Gemaltwerden nichts mehr wissen.

So mußte denn der Maler sein Marienbild ohne Modell zu Ende malen, was er sich wohl zu tun getraute. Er hatte das Windbruch-Marieli nun so genau vor Augen, daß er sich stets unwillkürlich in's Gesicht griff, wenn er vor dem Spiegel stand, um sich zu rasieren, denn alleweil schaute ihn daraus des Marielis apfelblütenfarbenes Schelmengesichtlein an.

Als nun die himmelfahrende Jungfrau glücklich vollendet war, machte er sich daran, auch den Liebesjünger Johannes und die übrigen Apostel so rasch als möglich fertig zu malen, denn der Kirchenvogt und der Kirchenrat drängten. Zum ersten war es dem Kirchenrat zuwider, die Kirchweih des Altarbildes wegen so lange hinausschieben zu müssen, und dann wollte der Kirchenvogt den Maler so geschwind es sein konnte, zum Land hinaus haben. Er fürchtete, es möchte dem sonst mit Hilfe des ihm so zugetanen Pfarrers doch noch gelingen, das Marieli einzufangen. Er schimpfte überall herum, wie der Maler sich bei ihm und im Pfarrhause schon bald ein halbes

Jahr, sozusagen für „ein paar Pinselstriche alltäglich“ herausgemästet habe. Und als nun der Pfarrer auf das Drängen des Alten endlich den Preis nennen mußte, den der Maler für das Gemälde forderte, erhob er ein Mordsgeschrei im ganzen Lande und rechnete den kopfschüttelnden Gemeindegossen vor, wie man das ganze Dorf außen und innen anstreichen könnte um das Sündengeld, das dieser Faulenzer für einen einzigen Selgen, der nicht einmal so viel Platz einnehme wie eine halbe Gadenwand, zu for-

dern wage. So gelang es dem Kirchenvogt zuletzt, trotz des Pfarrers Widerstand, mit Hilfe der öffentlichen Meinung, dem Maler fast die Hälfte des verlangten Preises abzumarkten. „Denn,“ sagte der Maler Rotlacher, „hab' ich das Bild angefangen, will ich's, mir und dem Pfarrer zulieb, auch fertig machen, obwohl mir dieser Judas von einem Kirchensäckelmeister kaum die Farben bezahlen will.“ Jetzt war er aber wild und wie die Kirchenräte und Bauern ihn wieder bei der Arbeit zu um-lauern begannen, verschwor er sich beim Pfarrer hoch und teuer, er tue keinen Pinselstrich mehr, wenn diese ländlichen Delgözen noch länger einen Zaunpfahlreigen um ihn herum aufführten.

So fanden die Kirchenräte eines Morgens nicht nur das Haupttor, sondern auch das Seitenpfortlein der

Kirche verriegelt und mußten schimpfend abziehen. Lange hätte sich der Maler in seiner Festung aber nicht halten können, darum atmete er eines Abends hoch auf, als er den Pinsel weglegen und in Stagel-egg Feierabend machen konnte. Er bedeckte das fertige Gemälde sorglich mit einem festen Vorhang. Nachdem er dem Sigristen noch gezeigt hatte, wie man das Tuch wegziehe und das Gemälde mit einem Zug enthülle, lud er durch ihn die ganze Gemeinde auf den morgigen Sonntag Nachmittag zur feierlichen Uebergabe des Bildes an den Kirchenrat ein. Die Schlüssel der neuen Kirche aber hatte er in die Tasche gesteckt, sodaß nicht einmal der verwunderte Pfarrherr das vollendete Bild besichtigen konnte.

„Morgen nachmittag seht ihr's alle miteinander, lieber Herr Pfarrer,“ sagte ihm der Maler. „Ich hab'



mit dem Kirchenrat viel Geduld haben müssen, nun soll er sich auch einmal einen Tag gedulden.“

„Meinetwegen,“ lachte der Pfarrer. „Eure Künstlerlaunen in Ehren. So lang kann ich auch warten. Den Raphael und die übrigen Italiener werdet Ihr auch nicht übertrumpft haben, mein junger Freund.“

„So,“ sagte der Kirchenvogt Johannes, als ihm vom Sigriften die Vollendung des Bildes angezeigt wurde, „ist er endlich einmal fertig, der kostspielige anstreichende Habenichts. Ist auch höchste Zeit, denn sonst hätte er uns noch alles Weibervolk verrückt gemacht. Die Weibsbilder haben es in der Liebe wie die Ziegen auf der Weide: sie wollen immer da grasen, wo sie nicht dürfen, die heillosen Heifelnäscher. Ueberhaupt diese verfluchte Liebe. Es ist mit ihr wie mit der Maul- und Klauenseuche im Viehstall; kann sie jedes fremde Mannsbild am Hosenbein in's Land tragen und eine ganze Gegend verseuchen. Da hocht jetzt mein Maitli den halben Tag im Guckaus droben und plarrt und hat doch sonst das Haus schier auseinandergejaucht, bevor dieser fremde Hunger-schlucker in's Land kam. Jetzt kommt sie aus dem Flennen nimmer heraus. Eine schöne himmelfahrende Jungfrau das. Nimmt mich nur wunder,“ setzte er giftig hüstelnd bei, „wie er den alten Liebesjünger Johannes getroffen hat; lange genug hat er mich anschauen können. Im übrigen kann ich nicht begreifen, wie der Pfarrer ihm mein Maitli so aufhalsen konnte. Er hätte ja, wie ich und andere es alleweil wünschten, seine Schwester, die Jungfer Köchin mit den sieben Schwertern in der Brust malen lassen können. Gerne hätte ich ihr noch ein achttes auf meine Kosten dazu malen lassen, saferlot, saferlot!“

Der Pfarrer schüttelte sich vor Lachen, und seine Köchin ward freideweiß vor Aerger, als der Knecht aus dem Windbruch die Abendmilk und des Kirchenvogts Rede, beides noch „kühwarm“, wie er sagte, in die Küche des Pfarrhauses brachte.

Am folgenden Tage, es war ein Sonntag, versammelte sich die ganze Gemeinde von Stagelegg, nach Erfüllung ihrer gottesdienstlichen Pflichten im Nachbardorfe, im Schiffe der neuen Kirche.

Da sie noch nicht eingeweiht war, begannen die Bauern sogleich ihre alltäglichen Sorgen laut und ungezwungen zu besprechen. Der Pfarrer und die Kirchenräte waren ja noch nicht anwesend. Die Weiber aber unterhielten sich tuschelnd und eifrig über das vom Kirchenvogt Johannes so plötzlich gestörte Liebesverhältnis zwischen seinem Maitli und dem hübschen jungen Maler. Sie starben schier vor Neugierde, zu sehen, wie der Maler das Marieli auf das Altarbild gebracht habe. Diese überlustige Lachdroffel für das Bildnis der Muttergottes noch besonders anzuempfehlen, war denn doch von ihrem geistlichen Herrn ein toller Einfall. Und zu einer solchen himmelfahrenden Jungfrau, zu einem Abbild einer hieländischen Weibsperson, sollten sie künftig in ihren Nöten beten können. Sie redeten sich immer mehr in eine laute Entrüstung hinein. Doch die Stagelegger Jugend, zuvorderst des Kirchenvogts Enkel, der Franztöneli, freute sich königlich der sel-

tenen Gelegenheit, einmal in einer Kirche, ungestört von Schullehrer und Schulschwester, allerhand Unfug treiben zu dürfen.

Eben als die Gemeinde ungeduldig zu werden anfang, kam der Herr Pfarrer mit dem Kirchenrate durch das Thor gegangen.

Jetzt ward es still in der Kirche. Die Kirchenräte machten vielbedeutende Gesichter, jeder tat als hätte er aus seinem eigenen Sack dem Herrgott ein neues Haus erbaut.

Wie alle in der neuen Bestuhlung Platz genommen, stellte sich der alte Pfarrer vor den Hochaltar und redete seine Gemeinde also an: „Liebe Pfarrkinder! Bald wird der hochwürdigste Bischof kommen und das endlich vollendete Haus Gottes einweihen. Es soll ein Tag der Freude werden für Hirt und Herde. Der Kirchenrat und ich mit ihm haben uns redlich bemüht, das Kirchlein so auszubauen, daß man im Himmel und auf Erden unsern guten Willen, dem lieben Gott auch in Stagelegg ein gastlich Dach einzurichten, wird anerkennen müssen. Ich wollte aber noch etwas ganz besonderes im Hause Gottes haben: Ein wahrhaft künstlerisches Hochaltarbild mit der beneideten Jungfrau Maria, die der Schlange den Kopf zertreten hat. Ein junger Künstler von großer Begabung, dessen Vater mir ein guter Freund ist, Josef Rotlacher, hat es, ich darf wohl sagen: um Gotteslohn gemalt und damit, wie ich überzeugt bin, seiner Kunst ein erstes Denkmal gesetzt. Das Bild soll die glorreiche Himmelfahrt Maria darstellen. Der Maler wollte es selber enthüllen, allein er mußte wegen dringender anderweitiger Arbeit noch heute abreisen. Daher wird nun der Sigrift die Hülle vom Bild ziehen und wir wollen uns stets bei seinem Anblicke auch dankbar dessen erinnern, der es gemalt hat. Sigrift, zieh' das Tuch weg!“

In gespannter Erwartung schauten die Stagelegger gegen den Hochaltar.

Der Sigrift, der schon in Bereitschaft gestanden, zog aus Leibeskräften, die Hülle fiel und schier erschrocken sahen die Kirchengenossen aus den Stühlen auf, denn es war ihnen, Maria Himmelfahrt spiele sich soeben in Wirklichkeit vor ihren Augen ab.

Mit hoherhobenen Armen, in wallenden weißen und blauen Gewändern, schwebte die Jungfrau Maria ob dem Hochaltar gen Himmel. Auf ihrem Angesichte aber lag schon der Glanz der himmlischen Sonne und in ihren jubelnden, jauchzenden Augen die ewige Seligkeit.

Niemand fiel es mehr ein, in diesem verklärten Antlitze nach den Zügen des Windbruch Marieli zu suchen; sahen alle nur noch die makellose, verherrlichte Gottesbraut.

Einer aber, der alte Kirchenvogt, hatte sich sogleich eifrig unter den Aposteln, die das Ruhebett der Gottesmutter umstanden, umgesehen. Und jetzt fand er, was er suchte. Neben dem rosenbestreuten Lager kniete mit gefalteten Händen als schöner lockiger Jüngling der Liebesjünger Johannes und staunte jehnhüchtigen Auges nach der himmelfahrenden Jungfrau. Er hatte aber, wie den Alten bedünken wollte, die verklärten und geadelten Züge des Malers.

Mit bösen Blicken, eine Verwünschung nur mühsam hinunterwürgend, schaute der alte Johannes nach dem jugendschönen Liebesjünger, in dessen Angesicht er sicher und heilig seine eigenen verwitterten Züge zu finden gehofft hatte. Und nur wenig vermochte ihn der Gedanke zu trösten, daß er den Maler um die Hälfte seines sauer verdienten Lohnes hatte verkürzen können.

Auf einmal rief die gellende Stimme eines kleinen Mägdleins: „Es sind ja dreizehn Apostel auf dem Helgen!“

„Ja,“ erschallte sofort gleich stolz und freudig des Franztönels Stimme, „und der dreizehnte ist mein Großvater!“

Ringsum in der Kirche ein licherndes Bischen und ein mühsam unterdrücktes Auf-lachen.

Jetzt sah sich der alte Johannes das Delgemälde genauer an und erschrak bis in's Herz hinein.

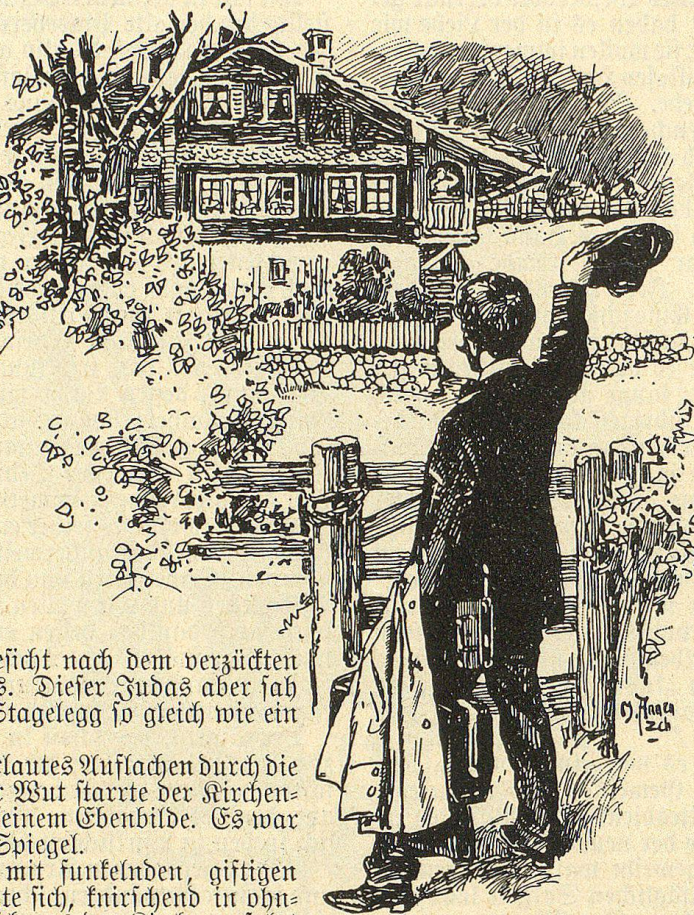
Unter einer Trauerweide, die eine Gewitterwolke überschattete, kauerte im Hintergrund Judas Schariot, der Exapostel, hielt krampfhaft einen Geldsäckel in den magern Fingern und stierte mit neidgelbem Angesicht nach dem verzückten Liebesjünger Johannes. Dieser Judas aber sah dem Kirchengvot von Staglegg so gleich wie ein Ei dem andern.

Nun rauschte ein überlautes Auf-lachen durch die Kirche. Kreideweiß vor Wut starrte der Kirchengvot immer noch nach seinem Ebenbilde. Es war ihm, er stehe vor dem Spiegel.

Dann aber fuhr er mit funkelnden, giftigen Neuglein auf und machte sich, knirschend in ohnmächtigem Grimm, rasch aus der Kirche, gefolgt von dem trostlosen Marieli und dem verwunderten Franztöneli, dem der Zorn des Großvaters, der doch nun glücklich und überaus wohlgetroffen auf dem Altarbild prangte, völlig unverständlich war.

Der alte Pfarrherr war erst durch des Kirchengvots schleunigen Abzug auf dem im Dunkel der Trauerweide kauern den Judas aufmerksam geworden. Bisher hatte er alleweil die himmelfahrende Jungfrau angestaunt und dazu ein um das andere Mal halblaut vor sich hingemurmelt: „Meisterlich, meisterlich!“ Wie er nun den unheimlichen, neidgelben Judas recht in's Auge faßte, mußte er laut auf-lachen. „Der Tausend, der Tausend!“ murmelte er lichernd, „wahrhaftig vom Kirchengvot wie abgeschnitten. Es fehlt bloß noch die Zippfelfappe. Ei, ei, gar so grob hätte der Kirchengvot den Maler eben nicht zum Haus

hinausweisen und ihm gar noch „Hungerschlufer!“ nachrufen sollen! Habeat sibi! Nun hat er seinen Liebesjünger. Uebrigens,“ machte er ernsthaft werdend, „mit dem jungen Racheengel Notlacher wollen wir dann auch noch ein Wörtchen reden. Aber,“ er verfenkte sich schon wieder in die Himmelfahrt, „aber was wahr ist, bleibt wahr, das Bildnis der Jungfrau ist ihm meisterlich geraten. Ganz wie's geschrieben steht: In Ewigkeit sollst du die Verwesung nicht sehen! Wundervoll, wundervoll!“



Als aber der Pfarrer nach Hause kam, ward ihm angst und bange. In seiner Stube erwartete ihn der schwergefränkte Kirchengvot Johannes Dürlibacher und tat wie von Sinnen. Er drohte mit Bischof und Papst, mit der Regierung, mit Himmel, Hölle und Fegfeuer, wenn der Judas nicht so schnell als menschenmöglich umgemalt werde und ein anderes Gesicht bekomme. Sein Maitli habe er fortgejagt, sie sei zur Base gelaufen und dürfe ihm nicht mehr in's Haus kommen, bevor der gottverfluchte Judas ein neues Gesicht habe. Und wenn ihm der Pfarrer nicht helfe, lasse er einen Anstreicher aus dem nächsten Dorfe auf seine eigenen Kosten kommen, der das Schelmenstück gründlich auspinseln müsse. Er hätte nie geglaubt, daß man ihn, zum Dank für seine Häuslichkeit

beim Kirchenbau und weil er dem Maler das Geld der Gemeinde und sein eigenes nicht habe nachwerfen wollen, als verräterischen Geizteufel auf das Altarbild malen ließe.

Der Pfarrer konnte sagen was er wollte, der Kirchengvot blieb unbelehrbar und unverföhnlich, bis er ihm zuletzt feierlich gelobte, dem jungen Künstler augenblicklich zu schreiben, daß er seinen Schelmenstreich so bald als möglich wieder gutmachen müsse. Grollend verließ der Alte die Stube und stieß fast die unwirische Pfarrsföchin, die natürlich den Dialog vor der Tür mitgenossen hatte, über den Haufen.

Doch der Pfarrer mochte dem Maler schreiben, so viel er wollte, immer erhielt er den gleichen Bescheid, der da ungefähr besagte: Er habe den Judas genau so gemalt, wie er ihm heute noch vor Augen stehe

und wie er gewiß in der tiefsten Hölle drunten sitze. Die ganze Welt solle ihn nicht zwingen, auch nur das mindeste an seinem Bilde zu ändern, wenn der geizige Kirchenvogt nicht sein schönes Marieli gegen den Judas mit ihm austauschen wolle.

Erst tat der Alte wie unsinnig, als er des Malers Antwort vernahm; aber so hübsch nach und nach begann er sich doch die Sache zu überlegen, besonders da ihm der Pfarrer immer wieder nachzuweisen suchte, daß es ihm hohe Ehre bringen würde, bekäme er einen so vielversprechenden Künstler zum Schwiegersohne. Zudem wollten die Kirchenräte und die Gemeinde ihre Kirchweih durch diese Angelegenheit nicht auf unabsehbare Zeit hinauschieben lassen. Als nun gar noch des Malers greiser Vater in eigener Person in den Windbruch gereist kam und für seinen Sohn um das Marieli, das dabei in Tränen zerfloß, anhielt, gab er endlich brummend nach.

Bald darnach erschien der Maler Josef Rotlacher wieder in Stagelegg und holte sich bei dem Kirchenvogt Johannes Generalpardon, nachdem er dem Judas ob dem Hochaltar des neuen Kirchleins ein anderes Gesicht — manche wollten die etwas männlichen Züge der bösen Pfarrersköchin darin erkennen — gemalt hatte.

Froh atmete der Pfarrer auf, als er den schlimmen Handel so gut aus der Welt geschafft sah.

Nicht lange nachher war Hochzeitsfest im Windbruch und zwar in der neuen, nunmehr eingeweihten Kirche.

Wie sie nun alle so dankieten, beschaute der Kirchenvogt Johannes Dürkbacher die himmelfahrende Jungfrau zum ersten Male, und obwohl es ihm fast unmöglich war, sein Marieli in ihren Gesichtszügen herauszufinden, gefiel ihm das Bildnis doch überaus gut. Nur war es ihm unbegreiflich, wie der Maler die Himmelskönigin mit ungekämmten, aufgelösten Haaren, statt mit einer goldenen Krone auf dem Kopf und überladen von Edelsteinen und glitzerndem Flitter, hatte himmelfahren lassen. Noch einen mißfälligen Blick tat er nach dem braunlockigen Liebesjünger, den er sich so ganz anders vorgestellt hatte, dann horchte er mit halbem Ohre auf das schöne Marienlied, das die Mägdelein von Stagelegg während der stillen Traumesse sangen:

„Ein Bild ist mir in's Herz gegraben,
Ein Bild so schön und wundermild.
Ein Sinnbild aller guten Gaben, —
Es ist der Gottesmutter Bild.
In guten wie in bösen Tagen
Will ich dies Bild im Herzen tragen.“

Was Wunder, daß die ganze Gemeinde unwillkürlich zu dem Altarbild mit der verherrlichten Jungfrau Maria emporsah; was Wunder auch, daß der glückliche Maler Josef Rotlacher ein bißchen seitwärts guckte nach dem Modell der makellosen Jungfrau, nach dem Marieli, das mit demütigem Scheitel neben ihm kniete und mit den züchtig gesenkten Wimpervorhänglein den unbändigen Jubel seiner Augen nicht zu verbergen vermochte.

Aus dem Aufsatzheft vom Gritli Wüest.

Die Maler.

Malen ist eine Kunst, wenn man es ohne h schreibt. Wir müssen in der Schule auch malen, aber dann schreibt man es so X. Denweg können es fast alle Leute, weil man es in der zweiten Klasse schon lehrt.

Wer mit h malt, ist ein Müller, die ohne h sind Maler. Die Müller gedeihen nur am Wasser, die Maler dagegen überall, besonders in München.

Solche wo flachmalen, sind Handwerker und haben eine Werkstatt. Was nicht hineingeht malen sie voraußen, z. B. Häuser. Die wo Menschen, Tiere, Landschaften und Kriege malen, sind Künstler und haben ein Atelier.

Man kennt sie an den Haaren und Kravatten, wo flattern. Manche haben einen Sammetchoopen. Diese malen auf Leinwand. Die andern brauchen die Leinwand zu Ueberblusen.

Es gibt auch Frauen und Jungfrauen wo malen, sogenannte „Malweiber“. Es ist jetzt Mode, weshalb meine Mutter auch das Küchenkästlein angemalt hat und das Kellengestell.

Es gibt berühmte Maler und unberühmte. Böcklin ist ein berühmter, wegen den Farben und weil man

das Bockblut so gut merkt in seinen Bildern. Stuck fängt auch fest an zu „böckeln“. Auch Welti, wo dann erst noch wegen den Fünfermarken berühmt ist. Kaulbach ist auch berühmt, aber er malt nur schöne Sachen, was nicht mehr Mode ist, so auch Feuerbach, Schwindt, Lenbach, Fierle u. a.

Man hat jetzt aber auch lange genug schöne Sachen gehabt, weshalb jetzt solche gemalt werden, wo nicht gerade jeder Lappi merkt was es ist, man kann es ja erraten, oder die Auflösung kaufen. Hodler malt zum Beispiel ein Stück Krokodilsleder, wo „Waldlied“ heißt und eines wo „Bergbach“ heißt, aber es sind vielleicht Bexierbilder.

Dann gibt es auch Bilder wo wie unabgezogene Abziehbilder sind, dieses ist Sezession.

Solche wo das schön finden sind Kunstkenner.

Dann gibt es auch Bilder, wo man mit dem verkehrten Fernrohr anschauen muß.

Maler werden ist teuer, wegen dem Namen.

Es ist auch gefährlich, wegen den Modellen.

Solche mit vier Beinen machen nichts, weshalb Koller sehr alt wurde.